

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 200 Bromberg, den 2. September 1933.

Ein Roman aus Haiti von Hans Possendorf:

Damballa ruft!

(4. Fortsetzung.)

Zehn Tage vergingen, ohne daß Oliver Barring Diane Touzard wiedersah. Er durchlitt alle Bitternis einer jugendlichen unglücklichen Liebe. Auch zum Tennisspielen wagte er nicht mehr zu gehen. Er hatte an Joseph ein paar Zeilen gerichtet: Daß er sich den Fuß vertreten habe und sich deshalb etwas schonen müsse. Aber jeden Abend und oft die halbe Nacht saß er in der Laube. Nun sollte es Pierre Escandon erst recht nicht mehr glücken, Dianes Schönheit mit seinen begehrlichen Tieraugen zu verschlingen. —

Eines Abends hörte Oliver doch wieder Schritte, sie kamen den Weg am Gitter entlang auf die Laube zu. Er räusperte sich vernehmlich, doch die Schritte kamen immer näher. Nun sah er eine Gestalt auftauchen. Es war Diane.

Sie hatte wohl sein Räuspern gehört, denn sie blieb plötzlich stehen und fragte mit ruhiger Stimme auf Kreolisch, wer da sei.

Oliver erhob sich und sagte, aus der Laube tretend, mit heiserer Stimme: „Erschrecken Sie nicht! Ich bin es: Barring!“

Doch was er nun erwartete, geschah nicht. Diane machte nicht kehrt, sondern kam auf ihn zu und blieb vor ihm stehen: „Verzeihen Sie mir!“ sagte sie leise. „Ich war neulich sehr ungezogen zu Ihnen.“ Und dann konnte sie die aufsteigenden Tränen nicht mehr unterdrücken und stieß schluchzend hervor: „Ich wollte Ihnen... nicht wehe tun... und ich weiß jetzt auch, daß Sie es gut gemeint haben.“

Ein Rausch des Entzückens kam über Oliver. Mit einem Satz sprang er über den trennenden Zaun und streckte die Arme aus, um Diane an sich zu reißen. Doch im letzten Augenblick besann er sich: Wenn er sie jetzt durch sein Ungestüm erschreckte, war sie ihm vielleicht für immer verloren. So faßte er nur ihre Hände und preßte sein glühendes Gesicht hinein.

Er ahnte nicht, daß in diesem Augenblick über ihn entschieden wurde, ob er leben oder sterben sollte: Nur fünf Schritte entfernt hockte hinter einem Gebüsch Pierre Escandon — nicht in seiner Generalsuniform, sondern einfach mit Jacke und Hose bekleidet.

Fast allabendlich war Pierre Escandon ungesehen hierher geschlichen und hatte Oliver Barring belauert, doch niemals hatte er etwas entdeckt, was seinen eifersüchtigen Verdacht gerechtfertigt hätte. Schon war Escandons Argwohn fast geschwunden. Und nun geschah doch, was er gefürchtet: Die beiden trafen sich hier! Diane liebte diesen Weißen! Der Augenblick war gekommen, ein Ende mit dem Verhaßten zu machen.

Behutsam zog er das scharf geschliffene Buschmesser aus dem Gürtel, und seine eisernen Beinmuskeln spannten sich zum Sprung.

Die innere Entwicklung eines Menschen hält nicht immer Gleichschritt mit der Zeit. Sie kann Jahre hindurch fast völlig stillestehen und sich dann wieder in Sekunden mit einer ungeheuerlichen traumhaften Schnelligkeit vollziehen. Eine solche Sekunde erlebte jetzt der Neger Pierre Escandon.

In einer elenden Hütte hoch in den Bergen Haitis war er zur Welt gekommen. Er gehörte zu dem armen haitianischen Landvolke, das nur reines Negerblut in den Adern hat, von der europäischen Zivilisation fast unberührt geblieben ist und von den Bewohnern der Küstenplätze als eine Horde halbwilder dummer Bauern betrachtet wird. Aber seine Familie war eine von den ganz wenigen, die durch mündliche Überlieferung von Generation zu Generation ihre Abstammung noch genau kannten. Pierre Escandons Urahnen waren einst in Afrika, in dem Lande Dahomey, mächtige Häuptlinge — mehr noch: Fürsten — gewesen. Und einen dieser Negerfürsten hatten Sklavenjäger gehascht, in Ketten zur Küste geschleppt und mit tausend anderen Negern nach den Inseln Zentralamerikas als Arbeiter für die Plantagen der Weißen verfrachtet.

Diese Geschichte seiner Herkunft war Pierre von klein auf bekannt. Doch als echtes Kind seiner Rasse maß er das Leben nur an der Gegenwart; und in dieser Gegenwart war er nur ein armer Negerbursche mit der Sehnsucht nach starken Getränken, lustigem Tanz und hübschen Mädchen. Aber für guten Rum und Liebesabenteuer brauchte man Geld, und um das zu bekommen, mußte man arbeiten. Darum stieg er hinunter zur Küste und wurde Hafenarbeiter in Les Cayes. Später ging er, der bunten Uniform wegen, zu den Soldaten. Daß er bald Unteroffizier und dann Offizier wurde, war nicht eine Frucht ehrgeizigen Strebens, sondern seiner natürlichen Veranlagung für das Waffenhandwerk. Dann machte Guillaume Sam Revolution. Der Zufall stellte Pierre Escandon auf die Seite der Aufständischen, und durch Zufall geriet er beim Vormarsch mit seiner Truppe an die einzige Stelle, an der es so etwas wie Taten zu verrichten gab. Der Lohn für sein dort bewiesenes Draufgängertum war seine Ernennung zum General. Er begriff selbst nicht, wie er zu solcher Höhe gelangt war.

Nun lebte er seit zwei Monaten in der Hauptstadt Port au Prince, die er bisher kaum gekannt. Als Günstling des Präsidenten Sam war er eine gewichtige Persönlichkeit. Er wohnte in einem schönen Haus, hatte eine prächtige Uniform, Diener, Wagen, Pferde... Er wäre jetzt vielleicht restlos glücklich gewesen, wenn er nicht eines Tages Diane Touzard gesehen und sich auf den ersten Blick in sie verliebt hätte. Sofort hatte er sich nach dem Namen des schönen Mädchens erkundigt und bei ihrem Vater um sie angehalten. Doch der bieder-schlaue Napoleon Touzard hatte eine klare Entscheidung unter allerlei Vorwänden immer wieder hinausgeschoben.

Eines Tages war dann der junge Amerikaner aufgetaucht. Als Escandon ihn zum erstenmal mit Diane zusammen auf dem Ball im Trianon-Klub gesehen, hatte ihm der Spürsinn des Verliebten sogleich gesagt, daß dieser Weiße sein gefährlichster Nebenbuhler sei, und er hatte begonnen, Oliver zu belauern.

Und nun, da Pierre Escandon sah, daß seine Ahnung recht behalten, gab es für den sinnlos Eifersüchtigen nichts

Natürlicheres, als diesen verhaßten Weißen augenblicklich zu beseitigen. Nicht um das Ergebnis einer Überlegung handelte es sich bei diesem Beginnen, kaum um einen Entschluß, sondern um eine ganz spontane Reflexbewegung, vergleichbar dem Schlag nach einer stechenden Mücke.

Und eben in diesem Augenblick sah Pierre Escandon zwei Bilder vor sich — nicht nacheinander, sondern nebeneinander wie auf zwei gegenüberliegenden Seiten eines Buches: Er sah sich wieder in Lumpen gehüllt und unter der glühenden Sonne schwere Lasten schleppend — aber nicht, wie früher, als freier Mensch und gegen guten Lohn, sondern als auf Lebenszeit verurteilter Verbrecher, als Mörder eines weißen Mannes, Bürger eines reichen und mächtigen Staates, dessen Regierung bei der haitianischen Obrigkeit auf schwerste Bestrafung des Übeltäters gedrungen hatte. Er sah sich in Ketten und in Schmach, wehrlos und hoffnungslos und verhöhnt von denen, die ihn einst gefürchtet. — Auf dem anderen Bild aber sah er sich in einem großen Saal auf erhöhtem Sitz inmitten einer Versammlung ernster Männer: der Mächtigste seines Landes, Herrscher wie seine Urahnen, Herrscher über Haiti, wie es einst der schwarze König Henri Christoph und der schwarze Kaiser Faustin Soulouque gewesen — ein schwarzer Herrscher über schwarze Menschen, der keinen Mulatten und keinen Weißen mehr in seinem Reiche duldete und sein Vaterland aus eigener Kraft groß und kräftig machte.

Und diese beiden Bilder waren es, die seine gespannten Muskeln wieder erschlaffen, seine Faust mit der Waffe wieder sinken ließen. Er sah noch, wie Diane sich in Verwirrung von Oliver losriß und auf das Haus zueilte — wie Oliver sich aufrichtete, ein paar taumelnde Schritte machte und über das Gitter zurückkletterte. Noch ein paar Minuten verharrte Pierre Escandon regungslos in seinem Versteck. Dann erhob er sich und verließ den Park. — Aus einem feurigen, eitlen und unbesonnenen Jüngling war ein selbstbeherrschter, ehrgeiziger und zielbewußter Mann geworden.

5.

Nun war alles wie vorher: Oliver spielte dreimal wöchentlich mit den Geschwistern Touzard Tennis, und allabendlich saß er, oft bis in die tiefe Nacht hinein, in der Laube, hoffend, daß Diane doch wieder einmal erscheinen würde.

Was ihn am meisten quälte, war die Ungewißheit über Dianes Empfinden für ihn: Vermied sie absichtlich jede Gelegenheit, allein mit ihm zu sprechen? — oder fehlte es ihr nur an Freiheit? War er ihr gleichgültig und waren die Worte, die sie unter Tränen zu ihm gesprochen, nur ein Ausdruck von Reue über ihre frühere Heftigkeit gewesen? — oder glomm in ihrem Herzen doch ein Funke von Zuneigung für ihn? Die stets gleichmäßige Freundlichkeit, mit der sie ihm vor ihren Brüdern begegnete, gab ihm keinerlei Aufschluß.

Er trachtete nun die Beziehungen zum Hause Touzard intimer zu gestalten, und bot den Brüdern das vertrauliche Du an. Beide stimmten, anscheinend hocherfreut, zu; doch Doktor André Touzard, der weiße Neger, schien es am nächsten Tage schon wieder vergessen zu haben und gebrauchte nach wie vor das konventionelle ‚Sie'.

Einmal lud man Oliver zu einem opulenten Abendessen in die weiße Villa. Zu seiner großen Enttäuschung nahm aber Diane nicht daran teil; es hieß, sie habe eine kranke Freundin besuchen müssen. Später kam sie dann, zog sich aber bald in ihr Zimmer zurück. Wahrscheinlich galt es für unfein, wenn ein junges Mädchen allein unter kneipenden Männern saß.

Nichts konnte Oliver mehr erbosen als solche übertriebene Prüderie, wodurch die wohlhabenden haitianischen Familien ihre Gleichwertigkeit mit der guten Gesellschaft Europas zu dokumentieren glaubten. Er verbarg mit Mühe seine Verstimmung und verabschiedete sich bald.

Während Joseph ihn zur Parkpforte brachte, sagte Vater Touzard ganz unvermittelt zu André:

„Er scheint es endlich aufgegeben zu haben."

„Wer — was?"

„Escandon seine vergeblichen Bemühungen um Diane."

„Wie kommst du jetzt plötzlich darauf, Vater?"

„Ich weiß selbst nicht."

„So, du weißt es selbst nicht?" Ein leiser Spott legte sich um Andrés Lippen. „Aber vielleicht wird es dir noch einmal leid tun, denn Escandon ist trotz seiner mangelhaften Bildung ein prachtvoller Kerl."

Napoleon Touzard schüttelte energisch den Kopf. „Ich kann mich als Geschäftsmann nicht mit politisch exponierten Personen verschwägern, denn..."

„Wir wollen uns gegenseitig doch nichts vormachen, Vater", fiel ihm André ins Wort. „Der Hauptgrund für dein ablehnendes Verhalten ist Escandons Hautfarbe."

„Vielleicht. — Im übrigen finde ich es beschämend, wenn sich ein völlig weißer und blonder Mann wie du immer für die Neger einsetzt."

„Und ich fände es lächerlich, Vater, wenn ich, mit meiner Nase und mit meinem Wollkopf, mich auf den Europäer hinausspielen wollte."

Napoleon Touzard ließ sich nicht aus der Ruhe bringen und erklärte selbstzufrieden: „Jedenfalls habe ich nicht deswegen einen weißen Vater gehabt und eine weiße Frau geheiratet und dich in Paris studieren und Joseph und Diane die beste Erziehung geben lassen, um nachher einen Buschneger in unsere Familie aufzunehmen."

„Nun, du mußt nicht alles deinem Konto gutschreiben", erwiderte André schmunzelnd. „Der Anfang zu der Zivilisierung der Familie Touzard, die Wahl deines spanischen Vaters, scheint mir weniger dein als Großmutters Werk zu sein. — Und im übrigen überschätzest du, wie ich dir schon oft gesagt habe, die Europäisierung und die Zivilisierung unseres Volkes gewaltig. Du siehst nur die Vorteile, aber nicht die Nachteile."

Vater Touzard antwortete mit einem kreolischen Sprichwort: „Moun touni trav'ier pon ça gagnin gnon feille", sagte er. — Das hieß ‚der splitternackte Mann arbeitet für den mit einem Rebenblatt bekleideten Mann' und war der Ausdruck von Napoleon Touzards Lebensauffassung, nämlich: daß der zivilisierte Mensch immer über den weniger zivilisierten herrschen werde.

Ein Weilchen schwiegen beide.

Dann sagte Napoleon Touzard: „Wo nur Joseph bleibt?"

„Er wird mit Barring noch draußen schwatzen."

Wieder entstand ein kurzes Schweigen. Vater Touzard wollte gern etwas fragen, was ihm schon lange auf dem Herzen lag, aber er traute sich nicht recht. Endlich gab er sich einen Ruck: „Du, sag mal, André, glaubst du, daß... daß der Amerikaner... in Diane verliebt ist?"

André lachte laut auf. „Na also, nun ist es ja heraus, worauf ich schon lange gewartet habe! — Daß Barring in Diane verliebt ist, sieht ein Blinder. Und ein Blinder sieht auch, daß du vor Ungeduld brennst, daß er zu dir kommt, um dich zu bitten, ihm Diane als Frau zu geben. Aber da wiegst du dich in falschen Hoffnungen, lieber Vater!"

„Wieso? Sind nicht eine ganze Anzahl Weißer mit Haitianerinnen verheiratet?"

„Ja, Spanier und Holländer und Deutsche und Franzosen — aber kein Engländer und kein Amerikaner! Die fühlen sich über uns ja so erhaben... Also das schlag dir nur aus dem Kopf, Vater! Hoffentlich dampft der junge Mann bald wieder nach seiner Heimat ab, denn Klatsch wird sonst unvermeidlich, so vorsichtig wir auch sind. Oder man müßte Diane..." André unterbrach sich, gab sich einen kleinen Klaps gegen die Stirn und sagte: „Ach siehst du, nun hätte ich über unserem fruchtlosen Debattieren bald die Hauptsache vergessen: Heute nachmittag war ein Mann bei mir im Hospital, der eine Nachricht von Großmutter brachte. Sie läßt dir sagen, daß sie sehr böse wäre, weil du ihr Diane noch immer nicht geschickt hast."

Napoleon Touzard kratzte sich verdrießlich den angegrauten Wollkopf. „Ach Gott ja! Ich hatte ihr ja Dianes Besuch schon für Anfang Mai fest versprochen! Wenn sie nur nicht Großmutters Einfluß so sehr unterläge! Sie ist immer ganz verdreht, wenn sie von diesen Besuchen zurückkommt." Und da André auf diese Bemerkung nicht einging, fuhr er seufzend fort: „Also in Gottes Namen! Dann soll Diane meinetwegen am Montag mit Tristan losreiten." Und seine Stimme zu einem strengen Tonfall steigernd, schloß er: „Aber länger als zwei Wochen bleibt sie mir keinesfalls bei der närrischen alten Frau!"

André aber lächelte nur über diesen energischen Ton. Er wußte Bescheid: Mochte sich sein Vater noch so aufgeklärt und überlegen gebärden, er hatte vor der alten Suzanne Touzard, vor ihrer Macht und ihren Fähigkeiten einen höllischen Respekt und würde nie wagen, ihren Wünschen ernstlichen Widerstand zu leisten. (Fortsetzung folgt.)

Das Rätsel der amerikanischen Schlafkrankheit.

Erfolgreiche Bekämpfungsversuche der medizinischen Wissenschaft.

Nach den neuesten Meldungen aus Newyork hat die Schlafkrankheit in Amerika bisher 40 Todesopfer gefordert.

Die amerikanische Bevölkerung ist aufs höchste beunruhigt. Weite Gebiete von Nordamerika sind von einer der furchtbarsten Seuchen heimgesucht worden, die die medizinische Wissenschaft überhaupt kennt. Die Ärzte kämpfen gegen eine Krankheit, die nur in ihren Erscheinungsformen der afrikanischen Schlafkrankheit ähnelt, und die bis jetzt fast noch völlig unerforscht ist. Man kennt nicht einmal den Krankheitserreger, besitzt daher auch keine wirksamen Waffen, um gegen die Seuche vorzugehen. Diese Art der Schlafkrankheit, die mit der afrikanischen nichts zu tun hat, wütet besonders in den Staaten Kansas, Jowa und Kalifornien. Nur der unermüdlichen Aufklärungsarbeit der Ärzte, die die Bewohner der betroffenen Gebiete immer wieder auffordern, sich untersuchen zu lassen, weil die Krankheit im ersten Stadium noch heilbar ist, ist es zu verdanken, daß die Zahl der Todesopfer nicht noch größer ist.

Allem Anschein nach handelt es sich um eine infektiöse

Erkrankung des Gehirns,

die zu fieberähnlichen Zuständen, zu großer Ermattung und Schlafsucht führt. Als Erreger nimmt man einen mikroskopisch winzigen Parasiten an, dessen Vorhandensein allerdings noch nicht festzustellen war. Die medizinischen Institute, die von den Behörden in weitestem Maße unterstützt werden, arbeiten fieberhaft an der Entdeckung des Krankheitserregers. Eine Anzahl von Tierversuchen verlief ergebnislos. Nach dem jetzigen Stand der ärztlichen Wissenschaft gibt es für die von der Krankheit Befallenen

keine Rettung,

wenn ihr Zustand nicht gleich im ersten Stadium entdeckt wird.

Die Bekämpfung der Krankheit ist um so schwieriger, als die Infizierten oft wochenlang mit ihren Familienangehörigen zusammenleben, ohne zu wissen, daß die Krankheitsstoffe bereits in ihrem Körper arbeiten. Die Krankheit beginnt schleichend und äußert sich in Kopfschmerzen, allgemeiner Unlust und Mattigkeit und unwiderstehlicher Schlafsucht. Später treten dann auch Hautausschläge und Muskelschwäche auf. Wenn noch eine andere Krankheit hinzutritt, so ist der Tod unausbleiblich.

Auf ähnliche Weise machen sich auch die Anzeichen der afrikanischen Schlafkrankheit, die seit Urzeiten in West-Afrika wütet, bemerkbar. Diese Krankheit wird von der kleinen, rötlich grauen Tsetsefliege übertragen. Dem Genie eines Robert Koch und der unermüdlichen Arbeit namhafter deutscher und anderer Ärzte gelang es endlich, die Trypanosomen als die Erreger der afrikanischen Schlafkrankheit festzustellen. Durch den Stich der Tsetsefliege wird das Blut des Menschen mit diesem Gift infiziert, das bis in das Gehirn vordringt.

Die Krankheit dauert 2 Monate bis 2 Jahre,

auch Kinder bleiben nicht davon verschont. Die Kranken leiden unter unüberwindlicher Schlafsucht, im vorgeschrittenen Stadium stellen sich Muskelschwäche, hohes Fieber und schließlich völlige Letargie ein. Die bedauernswerten Opfer fallen in tagelangen Schlaf, aus dem sie endlich nicht mehr erwachen. In besonders schweren Fällen kommen auch epileptische Anfälle und Tobsuchtsausbrüche vor, die den vollkommen apathischen Zustand des Kranken unterbrechen. Die Europäer, die sich in den betroffenen Gebieten Westafrikas aufhielten, wurden verhältnismäßig selten infiziert, weil sie sich durch ihre Kleidung und Lebensweise weniger den Krankheitseinflüssen aussetzen. Aber ganze Eingeborenendörfer starben aus, die furchtbare Seuche vernichtete sogar ganze Völkerstämme. Nach der Entdeckung des Erregers der afrikanischen Schlafkrankheit gelang es auch bald, ein Serum zu ihrer Bekämpfung zu finden, und zwar behandelte man die Kranken mit Atoxyl, einer Arsenikverbindung. Im Anfangsstadium ist die Heilung sicher.

Im Jahre 1920 wurde Japan von einer ähnlichen Krankheit heimgesucht, wie sie jetzt in Amerika ausgebrochen ist.

Innerhalb weniger Tage wurden mehr als 1000 Menschen dahingerafft.

Seltsamer Weise flaute die sogenannte japanische Schlafpest nach einigen Monaten von selbst wieder ab. Im Kriege geschah es sogar in Europa mehrmals, daß vorher ganz gesunde Menschen plötzlich in einen Dämmerzustand verfielen, der wochenlang andauerte und aus dem man sie nicht erwecken konnte. Die Kranken verfielen schließlich in völlige Verblödung. In unzähligen Fällen trat nach längerer Zeit der Tod infolge Herzschwäche ein. Im Jahre 1917 wütete in Europa die sogenannte spanische Grippe-Epidemie. Dabei handelte es sich um eine schwere Kopfgrippe, die eine Entzündung der Gehirnsubstanz hervorrief und ebenfalls Erscheinungen verursachte, wie sie von der afrikanischen Schlafkrankheit bekannt sind. Auch in den folgenden Jahren hörte man gelegentlich von dem Ausbruch der „europäischen Schlafkrankheit“, die nur im akuten Stadium heilbar ist, und den Tod zur Folge hat, sobald sie chronisch wird.

Sogar in den letzten Jahren traten in England und auch in Deutschland noch vereinzelte Fälle der

„europäischen Schlafkrankheit“

auf, die mit einer Kopfgrippe begannen und mit unheilbarer, tödlich verlaufender Schlafsucht endeten. In den letzten sieben Jahren sind in England rund 6000 Personen an dieser Seuche gestorben. In Deutschland trat sie glücklicherweise ganz vereinzelt auf, mehrmals wurde sie in den Hafenstädten entdeckt, konnte aber erfolgreich bekämpft werden, weil der Erkrankte oder der Krankheit Verdächtige sich sofort in ärztliche Behandlung begab und noch lange Zeit nach der Heilung unter ärztlicher Aufsicht blieb.

Das jüngste Auftreten dieser furchtbaren Seuche in Nordamerika gibt der medizinischen Wissenschaft in allen Ländern Anlaß, sich von neuem mit der Entdeckung des Krankheitserregers zu befassen. In den betroffenen amerikanischen Gebieten tritt die Krankheit besonders bösartig auf. Die Todesopfer sind innerhalb von ein paar Tagen hinweggerafft worden, ohne daß vorher eine auffallende Gesundheitsstörung bemerkt worden wäre. Es bleibt uns nichts weiter übrig, als zu wünschen, daß es der Wissenschaft, die bisher mit Erfolg auch die schrecklichsten Seuchen bekämpfte, gelingen möge, die „amerikanische Schlafkrankheit“, die in ihren Erscheinungsformen der europäischen und japanischen ähnlich sieht, zu besiegen.

Marie ißt Eis.

Vom Nebentisch beobachtet von **Hans W. Aschenbrenner.**

Die Sonne strahlt vom Himmel. In den Blumenkästen des Cafés blüht eine bunte Pracht. Die Kapelle spielt ein nachmittagliches Konzert. Die Kellner eilen und lächeln. Und da kommt also Marie!

Sie hat ein lustiges Kleidchen an und trägt den roten Hut frech auf dem rechten Ohr, ihr blondes Haar dringt über dem linken um so lockiger darunter hervor. Maries Füßchen wippen, die Arme schlenkern vor guter Laune. Ehe Marie sich an den Nebentisch setzt, weiß ich schon, daß sie Eis essen wird! An solchen Tagen essen alle Mädchen Eis.

Marie muß eine kleine Weile warten, ehe sie ihr Eis bekommt. Sie benutzt diese kleine Weile, um sich umzusehen. Der Kapellmeister lächelt sie mal an. Vier Tische

weiter sitzt ein junges Paar, das sie scheinbar kennt. Jedenfalls sieht sie dem jungen Mann tapfer in die Augen, sobald seine Begleiterin die ihren irgendwo anders hat.

Gerade geht dieses Paar fort, da kommt Maries Eis. Und jetzt interessiert Marie sich für nichts anderes als für dieses wundervolle Eis. Es ist zur Hälfte rosa und zur anderen Hälfte weiß, auf der Grenze zwischen Weiß und Rosa liegt eine knallrote Erdbeere. Die schleckt Marie zunächst!

Schön ist das. Die Musik spielt einen Walzer, und Maries Beine zucken ein wenig unter dem Tisch. Ihr Hütchen ist ein lustiger, greller Klecks in dieser Welt von Dreivierteltakten und rosa Eis. Denn Marie hat mit der rosalichen Hälfte des Eisbechers angefangen.

Marie löffelt. Bisweilen schaut sie auch auf. Mal zu den bunten Blumenkästen hin, mal zum Kapellmeister herüber, mal auch zu mir, aber immer wieder kehrt sie schnell zu ihrem Eis zurück. Sie hält das Löffelchen nett und ordentlich, sie schabt mit ihm über das Eis, jetzt muß sie mit dem rosalichen Eis, denke ich, fertig sein.

Aber da geschieht etwas Furchtbares! Marie entdeckt ein Haar im Eis. Es ist schon auf dem Löffel, als sie es sieht. Ein schwarzes Haar, ganz ausgeschlossen, daß es von Marie ist. Ein Haar von einer der schwarzen Frauen, die seit Beginn der Welt den Blonden das Leben schwer machen, weil sie den Männern der Erde einzureden verstanden, ihre Liebe sei heißer als die der blonden Frauen. Kann man es nicht verstehen, daß blonde Frauen einen Zorn auf schwarzhaarige haben? Und zumal Marie!

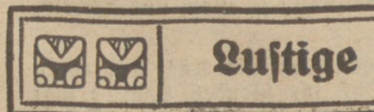
Schwarzes Haar im Eis! Kommt gar nicht, kommt überhaupt nicht in Frage, das Eis geht zurück! An Maries Näschen sehe ich, daß sie ihren Entschluß gefaßt hat. Und sie führt ihn auch aus. Sie ruft nach dem Kellner. Aber leider hat der Kellner im Augenblick keine Zeit.

Und so ergibt sich nun diese merkwürdige Lage: Hier sitzt Marie. Und hier steht das Eis. Es ist ein schwarzes Haar in der rosafarbenen Hälfte, ganz im unteren Rest der rosafarbenen Hälfte. Dorthin hat Marie das Haar auch wieder gelegt, ehe sie das silberne Löffelchen beiseite tat. Und der Kellner kommt nicht, und die weiße Hälfte des Eises ist noch ganz unangerührt. Schlimm! Denn warum, nach Ihrer Meinung, hat sich Marie zuerst an die rosaliche Hälfte gemacht? Doch nur deshalb, weil sie weißes Eis lieber ißt. Ausgerechnet war das schwarze Haar in der rosa Hälfte.

Und weil der Kellner immer noch nicht kommt, weil es ein so schöner Tag ist, weil sie ja noch gar nicht gesagt hat, daß sie das Eis zu Protest gehen läßt, weil sie so gerne weißes Eis ißt und weil sowieso niemand auf Marie achtete — mich selbst hielt sie für harmlos und beileibe nicht für einen Journalisten —, da nimmt sie halt jetzt den Löffel und futtert weiter! Die weiße Hälfte!

Und dann kommt der Kellner, und das Eis ist bis auf einen Rest des rosafarbenen verschwunden. Der Kellner ruft den Oberkellner. Der Oberkellner ruft den Geschäftsführer. Der Geschäftsführer verbeugt sich vor Marie und entschuldigt sich. Marie bekommt ein neues Eis, umsonst natürlich! Eine Hälfte ist rosa, und eine Hälfte ist weiß. Obenauf liegt eine knallrote Erdbeere. Die Musik spielt wieder einen Walzer. Maries Füßchen wippen unter dem Tisch. Und Marie fängt auch diesmal mit der rosa Hälfte des Eises an.

Na, und ich? Soll ich, wenn ich jetzt weg muß, bei Marie vorbeigehen und ihr zuflüstern, das hätte sie ja ganz fabelhaft gemacht, soll ich? — Ich bin an ihrem Tisch vorbeigegangen, ich habe ihr auch ein Auge gekniffen. Aber — Sie werden lachen — gesagt habe ich nichts.



Lustige Ecke



Der Rohköstler.

„Nur wer Obst mit der Schale ißt, mein Fräulein, hat einen reinen Genuß davon. Was ist denn Ihr Lieblingsobst?"

„Kokosnüsse."

Der Grund.

„Man hat Raute verhaftet. Was hat er denn angestellt?"

„Eine Leiter."

Im Eifer.

„Mutter, darf ich im Bett lesen?"

„Meinetwegen. Aber nicht länger als bis du einschläfst."



Rätsel-Ecke



Diamant-Rätsel.

```
         a
      a  a  a
   a  b  b  d  e
e  g  g  i  i  i  i
   k  l  l  m  m
      m  r  r
         u
```

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die waagerechten Reihen bezeichnen: 1. Konsonant, 2. Meereseinschnitt, 3. Fluß in Sachsen, 4. gefährliche Krankheit, 5. Baum, 6. Wagen, 7. Vokal. Die mittelste senkrechte Reihe nennt die unter 4 erwähnte Krankheit.

*

Silben-Rätsel.

Mein erstes durchfließt mein Ganzes.
In viele Arme geteilt.
Im Sommer an heißen Tagen
Man gern im Zweiten verweilt.

*

Buchstaben-Rätsel.

Mit „S" was Treibendes,
Mit „N" was Bleibendes,
Mit „D" was Weibliches,
Oft — Unbeschreibliches.

*

Rätsel.

Ein „t" in einen deutschen Fluß —
Schon ist's des Franzmanns Morgengruß

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 194.

Füll-Rätsel:

W	E	S	P	E
E	Y	L	A	U
B	I	Z	E	T
E	B	O	L	I
R	O	U	E	N

„Weber" — „Eutin".

*

Ergänzungs-Rätsel:

b) Haus, Arm, Mann, Ball, Uhr, Rat, Gast.
= Hamburg.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.